

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Dem Ziele nach.

Du wirst zum Jüngling, zum Mann du erblühen,
Dem Ziele nachringen, das der Herr dir weist,
O möge dann bei Lockungen und Mühen
Dein Geist sich kräftigen an Christi Geist.

Daß bei des Schlechten Anblick heiß entlod're
In heiliger Entrüstung dein Gemüt,
Den Lohn, der ihm gebührt, dem Edlen ford're,
Wenn es dein Blick vom Neid zertreten sieht.

Daß Willen dir und Tatkraft nimmer lasse,
Was du als gut, was du als recht erkannt,
Ob auch die Lust dich lockt, die Welt dich hasse,
Nie feig dem Werk entziehen deine Hand.

Daß sich dein Herz, wie hoch es immer schlage,
Zur Demut beuge vor des Höchsten Macht,
Und fromme Sehnsucht dich zum Himmel trage,
Zur Klarheit dringend aus der Erde Nacht.

Daß truglos in der Kirche heil'gem Dome
Dir leuchte stets der Offenbarung Licht,
Und in der Weltgeschichte ew'gem Strome
Verkündiget dir sei das Weltgericht.

Drum aus des Paradieses Regionen
Reicht rettend uns der edlen Schar die Hand,
Zeigt Erdenpilgern die errung'nen Kronen,
Und führt sie siegreich ein ins Heimatland.

König Johann von Sachsen.

„Nachbarsfinder“.

Roman von B. v. d. Landen.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Trauerkleid mit den Krepprüschen um den Hals ließ sie noch zarter erscheinen, und durch den Ausdruck stiller Trauer, den schmerzlichen Zug um den kleinen Mund, sah sie älter aus als sie war. Sie mußte viel gelitten haben, die kleine Dorothee; sie jammerte ihn.

„Wir bleiben heute unter uns?“ fragte er im Laufe des Gesprächs den Freund.

„Ja, ganz, nur meine Schwester und ihr Mann kommen noch. Sidonie wird auch Augen machen. Da fährt übrigens ein Wagen vor.“

Er trat ans Fenster, schob die dichten Spigenstores zur Seite und schaute hinaus. „Ja, sie sind es“.

Damit eilte er, die Ankommenden zu begrüßen.

Wasmer fühlte ein peinliches Gefühl in sich aufsteigen. Sidonie! Er würde sie wiedersehen, er würde einen ganzen Abend in ihrer nächsten Nähe sein, sich mit ihr unterhalten müssen.

Er hörte Lachen und Sprechen, und er meinte zu bemerken, daß ein gequälter Ausdruck in Dorothees Gesicht trat, während sie sich erhob, um die Gäste zu begrüßen.

Und dann standen sie sich gegenüber, er und die Frau, die er einst geliebt hatte. Den schönen Kopf halb über die Schulter zurückgewendet im Gespräch mit dem nachfolgenden Bruder, trat sie unter die weichen, tiefroten Seidenvorhänge, die die Tür vom Boudoir zum Salon halb verhüllten. Stephan stand seitwärts, die eine Hand auf die Lehne eines niedrigen Stuhles gestützt, die Augen fest auf die Eintretende geheftet.

„Guten Abend, Sidonie.“

Dorothee trat an die Schwägerin heran.

„Guten Abend, Kleine.“

Die schöne Frau legte beide Hände auf die Schultern der vor ihr Stehenden und küßte sie flüchtig auf die Stirn. Sie hatte Wasmer noch gar nicht bemerkt; erst als sie noch ein paar Schritte weiter tat, gewahrte sie ihn, und sekundenlang stockte ihr Fuß, es war ihr, als ob sie aufhören müßte zu atmen, als ob ihr Herzschlag aussetzte. Ihn hier zu finden, hatte sie nicht erwartet. Wasmer war blaß geworden, und die Hand, mit der er sich stützte, bebte leise; aber er war der Mann, sich zu beherrschen, er schien ruhig, und bei Sidonie schob man alles auf die „Ueberraschung“ den „Jugendfreund“ so unerwartet wieder zu sehen. So gestaltete sich die Begrüßung in keiner Weise auffallend oder anders, als man es im gegebenen Falle erwarten konnte.

Heskamp schüttelte Stephan warm die Hand und sprach die Bitte aus, auch sein Haus aufzusuchen, der Jugendfreund seiner Frau sei ihm natürlich stets willkommen.

Es war für Wasmer, wie die Dinge lagen, unmöglich, die Einladung abzulehnen. Man ging nun gleich zu Tisch, und Stephan bewunderte im stillen das erlesene Menü des kleinen Soupers, die wirklich kostbare Ausstattung des Esszimmers. Der alte Professor mußte sehr, sehr reich gewesen sein. Bei der Unterhaltung fiel es Stephan auf, daß diese sehr

lustig und sehr lebhaft hauptsächlich von dem Hestlampischen Ehepaar und Rogwell geführt wurde.

Während des Essens ruhten Sibontens Blicke oft verstohlen und flüchtig doch mit einem prüfenden Ausdruck auf Stephan. Wie er verändert war; er sah gealtert aus, doch das Kleidete ihn gut. Es zeigte sich schon ein ganz leiser silberner Schimmer in dem dunklen Paar an den Schläfen, die etwas eingesunken waren, die beiden Falten an der Nasenwurzel hatten sich vertieft, und ein spitz zugespitzter, dunkler Bart umrahmte Kinn und Wangen. Die Augen blickten ernst und zielbewußt.

Sibonte verglich Stephan mit ihrem Gatten, und ein fast geringfügiges Lächeln kräuselte ihre Lippen. Es war ihr, als ob ihr Herz sich schmerzhaft zusammenzöge, und als ob all die Pracht um sie her versänke und zusammenschumpfte zu einem grauen Nichts, nicht wert des Begehrens, nicht wert, darum ein Glück geopfert zu haben. — — — — —

„Sibonte — bitte.“

Sie fuhr leicht zusammen, Stühle wurden gerückt, die Servietten auf den Tisch gelegt — man stand auf. Ihr Bruder reichte ihr den Arm, und sie gingen hinter Wasmer und Dorothee in den Salon zurück; sie hörte kaum, was Edmund zu ihr sagte, ihre Augen folgten der vornehmen Männergestalt in dem schwarzen, festgeschlossenen Ueberrock und der ein ganz klein wenig nach vorn geneigten Haltung. Sie wünschte fast leidenschaftlich, ein paar Worte mit ihm allein zu wechseln; aber sie fürchtete sich fast, ihn anzureden, da er es so geschickt verstanden hatte, sie zu melden. Er hatte also weder vergeben noch vergessen; das erste berührte sie peinlicher, als sie es für möglich gehalten hatte, das zweite erfüllte ihr Herz mit stolzer Befriedigung.

„Haben Sie den nächsten Sonntag frei?“ fragte sie im Salon an ihn herantretend, während die anderen Herren in das nebenan liegende Rauchzimmer gingen und Dorothee ihnen folgte. Er überlegte einen Moment; die Lüge war ihm stets etwas so verhaftes gewesen, und einmal würde er doch hingehen, eine Einladung annehmen müssen.

„Sie sind nicht frei?“ Eine Wolke glitt über Sibontens weiße Stirn; er zögerte ihr zu lange mit der Antwort.

„Doch, gnädige Frau.“

„Dann, bitte, essen Sie mit uns, ganz im kleinen Kreis.“

„Sonst nichts?“

Er sah sie halb erstaunt, halb fragend an, und sie erzitterte unter dem Blick dieser blauen, ernsten Augen, eine leidenschaftliche Aufwallung überkam sie und riß sie hin.

„O ich weiß“, stieß sie halblaut hervor, mit leisem Vibrieren in der Stimme, „Sie können nicht vergeben.“

Wasmer trat einen Schritt zurück.

„Sie irren, gnädige Frau, das geschah längst; es ist — überwunden. Sie haben nichts anderes getan, was hundert Mädchen in der gleichen Lage getan hätten. Ich habe Welt und Leben und Menschen immer mehr kennen gelernt, und da verlernt man es, an Ideale zu glauben.“

„Wasmer.“

„Eine tiefe Röte stieg Sibonte in die Wangen, und ein Blick der Empörung zuckte aus ihren Augen; sie war doppelt schön in diesem kurzen Aufblitzen der Leidenschaft.“

„Sie urteilen ungerecht; wollen wir richten, so müssen wir zuerst den Verhältnissen Rechnung tragen, aus denen heraus eine Tat geschah.“

„Verzeihung, Gnädigste, Sie vergessen dabei eine: die Individualität des Betreffenden.“

Während er sprach, ruhten seine Blicke auf ihr. Sie war noch schöner geworden, dieser Wahrnehmung konnte er sich nicht verschließen; aber er wunderte sich, wie ruhig ihr gegenüber er jetzt blieb; das hätte er kaum für möglich gehalten.

„Wir werden noch Gelegenheit haben, auf dieses Gespräch zurückzukommen, nicht wahr“, sagte sie, mit einem halben Lächeln zu ihm aufschauend.

„Ich möchte den Vorschlag machen, dies zu vermeiden“, entgegnete er. „Sie sind glücklich, ich zufrieden. Deshalb eine Vergangenheit wachrufen, in der wir beide von einem Irrtum befangen waren?“

Er sagte das ernst und ruhig, fast milde, so milde, wie man nur ist, wenn man einem andern etwas Herbes sagen muß, bei dem man selbst nicht leidet. Sibonte biß sich auf die Lippen.

„Halten Sie mich für glücklich?“ fragte sie weich.

„Ich habe keinen Grund, das Gegenteil anzunehmen.“

Ihr Stolz war doch größer als ihre schnell wieder erwachte Reizung, und sie entgegnete nichts. Langsam schritt sie an ihm vorüber in das Nebenzimmer zu den übrigen. Der seine Duft guter Zigarren schwebte in dem nach türkischem Geschmack eingerichteten Raum. Die Herren sprachen vom Tars; Dorothee gab sich Mühe, mit Interesse zuzuhören und tat ein paarmal ganz sachgemäße Fragen; so viel hatte sie schon gelernt — ihrem Manne zu Liebe. Als Sibonte in das Zimmer trat, bildete diese gleich wieder den Mittelpunkt, und es gelang Wasmer nicht, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet zu leiten. Der Sport blieb der Angelpunkt aller Gespräche, und Wasmer wurde das Gefühl nicht los, daß man Dorothee unmerklich, vielleicht auch unabsichtlich in den Hintergrund drängte. Er fühlte ein tiefes, herzliches Mitleid mit der jungen Frau, obwohl er kein greifbares Motiv dafür hatte, und als sie ihm beim Abschied die Hand reichte und, mit den tiefen, wunderbaren Augen zu ihm aufschauend, sagte:

„Kommen Sie oft, recht oft zu uns, Doktor Stephan, ich würde mich recht freuen, und ich möchte noch so vieles mit Ihnen über Papa sprechen“, da sagte er nur:

„So oft ich kann, Frau Dorothee“, und es stand bei ihm fest, daß er ihr diesen Wunsch unter allen Umständen erfüllen würde und müßte.

Auf der Heimfahrt wickelte sich Sibonte in ihren Pelz und drückte sich tief in die seidnen Polster ihres Wagens. Hestlamp lehnte in der anderen Ecke, und das Ehepaar sprach gar nicht mit einander. Hestlamp schien zwar anfangs Lust zum Plaudern zu

haben, aber Sidonie antwortete eifrig und erklärte schlichtlich:

„Ach laß mich, Georg, ich bin so abgelaufen.“
Dabei gähnte sie leise.

„Ja, man wird müde“, bestätigte Heskamp, gähnte ebenfalls und schweig. Jeder hing seinen Gedanken nach; er dachte an seine Rennpferde und sie an die Wiederbegegnung mit Doktor von Wäsmar. Lautlos rollten die Gummiräder über das Pflaster und die Räder zeichnete Eisschmelzen an die Schelben des Coups, die im Vorüberfahren an den Laternen geheimnisvoll glitzerten und strahlten.

Zu Hause hatte der Bankier in seinem Zimmer auf dem Schreibtisch noch einige Bände gefunden und blieb zurück, um sie zu lesen. Sidonie war in das Schlafzimmer hinüber gegangen und suchte schnell ihr Lager auf; schlafen konnte sie nicht. Die Erinnerung an Stephan von Wäsmar ließ sie nicht los. Die Arme unter dem Kopf gekreuzt, lag sie da und starrte zur Decke empor. Seit heute Abend erschien sie sich selbst wie verwandelt, und sie hatte doch so bestimmt geglaubt, die Vergangenheit wäre abgetan. Die Gegenwart, wie sie nun einmal war, hatte ihr genügt. Da trat ganz unerwartet Wäsmar ihr entgegen, und plötzlich regte sich in ihrem Herzen ein Empfinden, vor dem sie selbst erschrak, und das sie sich doch nicht recht zu erklären wußte. Liebt sie ihn denn noch, — hatte sie ihn denn wirklich geliebt? Damals — damals vor so vielen Jahren, wo sie ihn doch so rasch und so gewissenlos aufgegeben hatte? Und liebte sie denn ihren Gatten gar nicht? Bis zu dieser Stunde hatte sie kaum jemals ernstlich darüber nachgedacht. Sie hatten sich ganz gut zusammen eingelebt; in ihren Neigungen für Glanz und Geselligkeit stimmten sie überein.

Alles dies beschäftigte Sidonie, während sie an diesem Abend noch lange wach in ihrem Bette lag. — — —

„Herr Rittmeister, die „Queen“ hustet und ist so unruhig und so heiß“, meldete einige Tage später der Bursche an Maxwell.

„Hustet? ist unruhig und heiß? Sakra, wovon kommt das?“ rief der Rittmeister, von dem türklischen Divan im Rauchzimmer aufspringend, wo er eben, nach einem ziemlich anstrengenden Vormittag in der Kaserne und einem guten Bunch zu Hause sich ausruhen wollte; er sah sehr verstimmt aus und musterte den langen, flachhaarigen Burschen, der in streng dienstlicher Haltung vor ihm stand, mit nicht gerade freundlichen Blicken.

„Als der Herr Rittmeister gestern nach Hause gekommen, war sie sehr naß —“

„Na ja, du Schafskopf, das war sie, aber wenn ihr sie ordentlich abgerieben und eingewickelt hättet, hätte das nichts geschadet. Himmel Donnerwetter, 's ist doch auf keinen Menschen Verlaß, als auf sich selber —“

„Herr Rittmeister, der Sommerlet meint —“

„Halts Maul, was der meint, ist mir egal. Rasch zum Hofarzt, aber sofort. Komm hier vorn mit herunter. Verdammte Wirtschaft, muß denn alles zum Teufel gehen?“

Damit stürmte er an dem Burschen vorbei, riß im

Korridor seine Mähe vom Nagel und eilte die Treppe hinab. Der Bursche folgte ihm und schoß gleich zur Haustür hinaus auf die Straße.

Die „Queen“ war Maxwell's bester Renner, eine wunderschöne Vollblutstute, die er für einen kolossalen Preis gekauft hatte, und auf die er alle seine Hoffnungen für die Frühjahrsrennen setzte. Sein englischer Jockey kam ihm schon im Hof mit allen Zeichen des Schreckens entgegen.

„O Sir, o Herr Rittmeister — „Queen“ — „Queen“ —“

„Ja, was ist denn nur, Sommerlet? Ich habe gleich zum Hofarzt geschickt —“

„Rüht nichts mehr, Herr Rittmeister, die „Queen“ ist tot,“ jammerte der arme Bursche; sein hageres, bartloses Gesicht war blaß und verzerrt.

„Tot? — Sommerlet, das ist ja nicht möglich —“

Maxwell versärbte sich; die Zähne gruben sich tief in die Unterlippe; er war im ersten Augenblick unfähig, sich zu regen. Sommerlet stand neben ihm, niedergeschlagen, fast verzweifelt. Sie beide wußten ja nur zu gut, was dieser Verlust bedeutete. Dann ging der Rittmeister langsam zum Stall, und der Jockey folgte ihm. In seiner Box lag das prächtige Tier, die sonst so elastischen Glieder steif und starr, die schönen großen Augen im Tode gebrochen.

Maxwell beugte sich herab und fuhr mit der Hand über den schlanken Hals; der Körper fing bereits an zu erkalten. In finsternem Schweigen stand er neben dem Tier, mit dem er die Hoffnung auf einen großen Gewinn, auf die ersten Preise bei den diesjährigen Rennen begrub. Welche Summen hatte ihn dieser Sport schon gekostet, Summen, von denen Dorothee nichts ahnte; denn sie hatte ja so vertrauensvoll die ganze Verfügung über ihr Vermögen in die Hände ihres Gatten gelegt. Als er den Kopf wandte, sah er in Sommerlet's klägliches Gesicht.

Ein wilder Zorn stieg in ihm auf; aber er konnte den Engländer jetzt weniger entbehren denn je.

Der Jockey suchte die Achseln, als ihm Maxwell's bitterböser Blick traf. „Herr Rittmeister, meine Schuld ist es nicht,“ sagte er empfindlich. „Wäre ich gestern nachmittag hier gewesen, ich hätte die Stute nicht retten lassen; sie war sehr erregbar, hat sich über die Wägen erhitzt, ist dann kalt geworden und —“

Er zog wieder die dünnen Schultern in die Höhe und trat zur Seite, um Maxwell vorbei zu lassen.

„Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf, Sommerlet, aber daß ich nicht gerade gut gelaunt bin, können Sie mir nicht verdenken. Man wirft doch nicht gerne so ohne weiteres 5000 Gulden auf die Straße. Nun bleibt uns nur noch der „Länzer“, und zu dem habe ich kein rechtes Vertrauen.“

„Er kann ganz gut werden, Herr Rittmeister. Freilich, für die Frühjahrsrennen möchte ich ihn noch nicht empfehlen.“

„Was, nicht anmelden? So soll ich auf diese Weise beim Frühjahrsmeeting gar kein Pferd laufen lassen? Nein, entweder Sie bringen „Länzer“ so weit, oder ich verkaufe ihn!“ brauste Maxwell auf.

„Hum — und wenn wir geschlagen werden?“ fragte der Jockey mit einem forschenden Blick.

„Dummes Zeug, das darf und wird nicht sein; ich will ja sogar auf die Freude verzichten, selbst zu reiten, und Sie werden ihn durchbringen.“

„Wenn Sie es befehlen und mir keine Verantwortung aufbürden, Herr Rittmeister.“ Das Wort „Verantwortung“ war Maxwell immer und in jeder Form unangenehm.

„Wir sprechen noch darüber“, sagte er ablenkend. „Ah, da ist der Hofarzt. Morgen, mein bester Dörtschlag. Eine verfluchte Geschichte das. Kriepert mir mein schönstes Pferd so — eigentlich ohne krank gewesen zu sein.“

Die Untersuchung ergab kein anderes Resultat, als einen plötzlichen Herzschlag. Jedenfalls war, an der Tatlace nichts zu ändern, und Maxwell hatte einen empfindlichen Verlust erlitten. Als er mit dem Hofarzt den Stall verließ, sandte der Engländer ihm einen tückischen Blick nach, der sich aber rasch veränderte, als Sommerlet sich von dem Vurschen beobachtet sah.

Der Abend dieses Tages vereinigte einen kleinen, intimen Kreis in einem eleganten Salon eines vornehmen Hotels. Man spielte, wie man es immer tat. Außer Wesendonk und Maxwell und dem Deutsch-Russen, Baron Stork, war niemand aus dem früheren Kreis anwesend. Einige Kameraden waren verheiratet, einige hatten geheiratet und sich zurückgezogen. Wesendonk und Maxwell kamen nach wie vor, Heskamp hatte sich ihnen angeschlossen. Er gehörte zu den Menschen, die einen unwiderstehlichen Gang haben, in aristokratischen Kreisen zu verkehren. Sein Haushalt war nach aristokratischem Muster eingerichtet, und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, wenn er mit Beuten aus altadeligen Familien bekannt wurde, wenn sie in seinem Hause verkehrten. Durch seine Frau und seinen Schwager hatte er in dieser Beziehung mehr erreicht, als andere Männer in seiner Stellung. Dafür war er Maxwell dankbar und schlug ihm nicht eine Bitte ab. Da ein flottes und nicht allzu arbeitsreiches Leben seinem Naturell noch besonders entsprach, so wurde es Edmund nicht schwer, ihn nach und nach ganz zu sich hinüberzuziehen. Heskamp tröstete sich damit, daß er im Geschäft nichts versäumte und an dessen Spitze der alte Würmling stand. Freilich war es zwischen ihm und dem alten Herrn schon hin und wieder zu Reibungen gekommen, aber die Sache hatte sich doch immer wieder ausgeglichen. So ging Heskamp seinem Vergnügen nach und Würmling arbeitete. Einige Male hatte er Maxwell mehr aus Neugierde in den „Klub“ begleitet, aber bald wurde das Spiel ihm zu einer lieben Gewohnheit und er fehlte selten.

Maxwell war gerade heute leidenschaftlich erregt; er wollte den Verlust, den er durch den Tod der „Queen“ erlitten, unter allen Umständen wett machen, setzte wahnsinnig hohe Summen und verlor. Heskamps runde, wasserblaue Augen ruhten mit einem Ausdruck heimlicher Sorge auf dem Schwager, und als sich einmal die Gelegenheit bot, trat er an ihn heran und raunte ihm zu: „Edmund, hör' auf, du hast heute keine Chance, du hast ja schon Tausende verspielt.“

Der andere stürzte ein Glas Sekt hinunter, dann

noch eins und fuhr sich mit den zitternden Fingern durch das wirre, strähnlige Haar.

„Daß mich, Georg“, er stieg Heskamp mit dem Ellbogen unwillig von sich. In diesem Augenblick erschien der Kellner zwischen den Portieren der äußeren Tür, näherte sich ihm und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Wie ein Blitz zuckte es über Maxwells verstörte Züge.

„Willkommen, natürlich.“ Mit lebhafter Gebärde schritt er auf die Tür zu, öffnete sie und spähte in den Korridor hinaus.

Draußen stand, den Rockragen in die Höhe geschlagen, eine lange, hagere Männergestalt; der Bart war graumeliert, die Züge scharf geschnitten, die Wangen hohl.

Maxwell hatte ihn auf den ersten Blick erkannt.

„Bär, lieber Bär“, er streckte ihm beide Hände entgegen, so wie ein Halbertrinkender seine Hände nach einem ihm zugeworfenen Rettungsseil ausstreckt.

„Guten Abend, Herr von Maxwell, ich störe doch nicht?“

„Bewahre, bewahre, kommen Sie nur, ich stecke in einem schauerhaften Pech, und Sie wissen, es ist ein Aberglaube von mir, daß es mir besser geht, wenn Sie dabei sind.“

„Sehr schmelzhaft. Ist Stork nicht da?“ Er lächelte eigentümlich.

„Ja freilich. Aber bitte, treten Sie ein.“

Er wurde von den Anwesenden ebenso lebenswürdig begrüßt wie von Maxwell.

„Ich höre, der Rittmeister hat Unglück“, sagte Bär, Paletot und Hut ablegend und die Handschuhe von den Händen streifend. „Guten Abend, lieber Stork, ich habe Sie gar nicht gesehen im ersten Augenblick.“

Sie schüttelten sich die Hände und wechselten einen flüchtigen Blick. — Dann trat Bär an den Tisch: „Wenn es gestattet ist, meine Herren.“ — „Bitte“, tönte es im Chor.

Bär zog sein Portefeuille und entnahm ihm einige Banknoten.

Das Spiel begann von neuem. Zuerst blieb Maxwell noch stark im Verlust, dann schien sich das Blatt zu wenden, und als man um 3 Uhr morgens endlich aufbrach, hatte er zweltausend Mark gewonnen, wenn auch immerhin sechstausend Mark verloren.

Er und sein Schwager nahmen zusammen eine Droschke.

„Ich bin in einer verheulenen Lage, Georg“, sagte Maxwell, während sie durch die winterlich stillen Straßen fuhren.

„Es tut mir leid, dir jetzt nicht helfen zu können, aber ich habe mich etwas stark engagiert — in einer südamerikanischen Bergwerksgeschichte. Der alte Würmling war dagegen — er will immer ganz pedantisch sicher gehen — aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt, und ich werde auch gewinnen, nur momentan steht mir nicht so viel zur Verfügung. Bin ja heute auch mit dreitausend Mark hängen geblieben. Und der Stork hatte mal wieder einen Dufel — kolossal.“

Edmund Maxwell antwortete nichts; vor seinem Hause stieg Heskamp aus — der Schwager tat ihm leid, war er doch der Bruder seiner angebeteten Sibone.

„Du, Edmund, komme doch morgen vormittag gegen 11 Uhr einmal in das Kontor zu mir. Wollen sehen, was ich tun kann. N'n Abend.“

„N'n Abend, lieber Hestamp, danke tausendmal.“

„Stork, Sie sind unvorsichtig,“ sagte Bär, während er mit dem Deutsch-Russen Arm in Arm die Binden entlang ging. „Wie kann man die Kerle so unbarmherzig rupfen, und dabei noch seinen eigenen Kopf aufs Spiel setzen.“

„Ah bah, Meister, es geht doch schon Jahre lang gut —“

„Es geht, es geht, bis es einmal nicht mehr geht,“ entgegnete der andere ungeduldig, „und wenn es so weiter geht, wird Maxwell mit dem Vermögen seiner Frau bald fertig sein.“

„Darüber lasse ich mir keine grauen Haare wachsen.“

„Wie Sie wollen; ich warne Sie aber, ja, noch mehr, wenn ich mitspiele, verbiete ich Ihnen sogar derartig unvorsichtig zu gewinnen. Passiert etwas, auf mich rechnen Sie in diesem Falle nicht.“

„Nun ich werde es mir merken, obgleich ich nicht einsehe, weshalb man die Dummheit und Leidenschaft der Menschen nicht ausnutzen soll,“ entgegnete Stork mißmutig.

„Gewiß soll man das; wenn wir den Leidenschaften der Menschen den Zaubertrank, der sie packt und nährt, zur rechten Zeit und in der richtigen Weise reichen, so sind sie das sicherste Mittel, eigene Vorteile daraus zu ziehen; aber vergessen Sie das eine nicht, wir selbst dürfen uns nicht von der Leidenschaft hinreißen lassen. Und Sie, junger Freund, sind auf dem besten Wege dazu.“

„Bardon —“

Ein Herr, eiligen Schrittes daherkommend, prallte an Bär an.

„Bitte.“

Ihre Blicke kreuzten sich, und der des Spielers begegnete einem Paar etwas tiefer liegender ernster blauer Augen, die mit seltsam forschendem Ausdruck auf seinem Antlitz ruhten. So flüchtig die Begegnung auch war, Bär zuckte kaum merklich zusammen, und als er und sein Begleiter jetzt vor dem Hotel standen, ließ er seine Augen wie zufällig nach der Richtung schweifen, die der Fremde genommen hatte. Er war nicht mehr zu sehen. Mit einem Händedruck verabschiedete sich Bär von Stork und ging an dem schlaftrunkenen Portier vorüber die Treppen zu seinem im zweiten Stock gelegenen Zimmer hinauf.

Er legte seinen Paletot ab, verschloß sein Portefeuille mit einem kleinen Teil des Geldes im Schreibtisch, während er die größere Summe in einem Lederbeutelchen verbarg, den er an einem schmalen, festen Riemen auf der Brust trug, und der noch eine bedeutende Summe enthielt. Während des Auskleidens ging er im Zimmer hin und her; seine Augen hatten einen unstillen Ausdruck, seine Bewegungen waren hastig und unsicher. Die stets an ihm bewunderte und gerühmte Ruhe, die er bei allen Wechselfällen am Spielisch zu erhalten wußte, schien ihn hier in der Einsamkeit seines Hotelzimmers vollständig verlassen zu haben.

„Was er mich so anstarrte, so forschend, so

sonderbar, — so, als wollte er nach einer Rehnlichkeit suchen, und ich kannte ihn gar nicht. Oder doch?“

— Er belann sich. „Nein, es ist nichts — Torheit. Er war zu jung, und das ist so lange her, fast ein Menschenalter, fünfundzwanzig Jahre — fünfundzwanzig Jahre,“ wiederholte er noch einmal wie abwesend.

Kraftlos sank er in einen Sessel und starrte vor sich hin und auf den bunten Teppich, dessen Arabesken im Glanz des elektrischen Lichtes farbenprächtig schimmerten. Minuten und Minuten verrannen, Henri Bär rührte sich nicht. Erst als die Turmuhr des Stephansdoms die vierte Morgenstunde verkündete, suchte er sein Lager auf, nachdem er sich einen Schlaftrunk gemischt hatte.

„Wo sind die Tage, da man noch ohne dies Zeug fest und sanft schlief wie ein Murmeltier,“ sagte er halblaut; dann lachte er leise kurz und spöttisch auf: „Henri Bär, du wirst sentimental und wenn Leute deines Schlages sentimental werden und Gefühlsduselei treiben, dann ist's meist kurz vor ihrem Ende. So oder so.“

Er trank das Glas leer und war bald fest eingeschlafen.

6. Kapitel.

Wasmer hatte sich vorgenommen, seine Besuche im Hestamp'schen Hause möglichst zu beschränken, und er blieb darin fest. Aber er traf doch sehr oft mit Sidonie zusammen, die jetzt viel häufiger als zuvor ihre kleine Schwägerin Dorothee besuchte. Daß sie sich dort begegneten, war ihm peinlich; indessen sah er, daß sein Kommen Dorothee Freude machte, und um ihrerwillen blieb er nicht fort. Er fürchtete nichts mehr für sich im Verkehr mit der schönen Frau. Je häufiger er Sidonie bei Dorothee sah, desto mehr fühlte er den Zauber schwinden, den sie einst auf ihn ausgeübt.

Maxwell war mehr denn je vom Hause fern. Am Tage nahm ihn sein Dienst, in dem er sehr tüchtig war, und abends das Spiel in Anspruch. Dorothee sagte wenig darüber und klagte nie und gegen niemand, aber Stephan Wasmer entging es nicht, daß ihr Gesichtchen immer ernster und bleicher wurde, und daß ihre wunderschönen dunklen Augen immer schwermütiger unter den langen Wimpern in die Welt und das Leben hineinschaufen.

„Sie sind zu viel allein Frau Dorothee“, sagte er eines Tages, als er, von Edmund zum Frühstück eingeladen, nur die junge Frau traf.

„Ich teile dies Bos mit anderen Offiziersfrauen, lieber Wasmer entgegnete sie mit dem Versuch eines Lächelns. Edmund ist ein sehr gewissenhafter Soldat, mit dem Dienst nimmt er es wirklich ernst, und daß er abends fortgeht? Ich kann ihm deshalb nicht zürnen. So viel Mühe ich mir gebe, ich fürchte, ich bin oft eine schlechte Gesellschafterin.“

„Wollen Sie einem alten Jugendfreund ein offenes Wort zu gute halten, Frau Dorothee?“ sagte Wasmer ihr gegenüber am Frühstückstisch Platz nehmend.

„Wie Sie fragen, Herr Doktor, als ob es da überhaupt etwas zu gute zu halten gäbe“, entgegnete Dorothee, und jetzt war das Lächeln wirklich einmal sonnig und verschönte ihr Gesicht. „Aber bitte,

nehmen Sie erst, ja?" Sie füllte ihm den feingeschliffenen Römer mit dem goldsunkeinden Wein und goß sich dann selbst ein.

"Wissen Sie noch, wenn es Weihnachten, ich meine zu Haus, Karpfen gab? Sie waren dann immer mit den „anderen“ dazu eingeladen", plauderte sie.

"O gewiß weiß ich; und einmal bekam ich eine Kräte in den Hals, und alle waren des Todes erschrocken und meinten, ich würde ersticken. Ihr guter Vater wollte gleich selbst zum Doktor, aber Tante Lotte klopfte mich derb auf den Rücken und gab mir ein Stück Brot zu verschlucken, da war das Unglück abgewendet."

Jetzt lachten sie beide.

"Und wissen Sie noch, damals auf dem Eis?" fuhr Dorothee fort. "Ertrunken wäre ich, ohne Gnade und Barmherzigkeit, wenn Sie mich nicht gerettet hätten, Sie Guter." Sie streckte ihm das seine Händchen hin, und er drückte es warm und herzlich.

"Das war nun nichts Besonderes, Frau Dorothee, aber wissen Sie noch die Geschichte mit dem Apfelbaum?"

"Und ob ich's weiß."

Wie viele Male dieses „wissen Sie noch" sich dort wiederholte, so oft, daß die beiden darüber die Gegenwart ganz vergaßen und die Erinnerung an eine glücklich verlebte Kinderzeit sie mit ihrem holden Zauber fest umwob.

Als der Diener kam, um die Teller zu wechseln, brachte er auch die Post, und Dorothee warf einen flüchtigen Blick auf die Briefschaften.

"Das ist alles nichts für mich, das geht Edmund an", sagte sie, einige Einladungen für ihren Mann bestellte schließend.

"Frau Dorothee."

Sie sah fragend zu ihm auf.

"Ich darf auf den Anfang unseres Gespräches zurückkommen, nicht wahr? Also: ich möchte Sie bitten und Ihnen raten, wie ein guter, treu meinender alter Freund, — ich glaube, es ist auch im Sinne Ihres Vaters — seien Sie nicht mehr nur die trauernde Tochter, seien Sie auch die teilnehmende Gattin. Ueberlassen Sie Edmund nicht zu viel sich selbst, während Sie sich in Ihre Trauer einspinnen."

Dorothee sah Wasmer mit einem schmerzlichen, hilflosen Blick an.

"Ihr Vater ist jetzt ein Jahr tot! Wenn jemand ihn verehrt und geliebt hat und Ihren Schmerz versteht, so bin ich es; aber trotzdem muß ich Ihnen sagen, daß Edmund jetzt größere Rechte an Sie hat, als der Tote. Begleiten Sie ihn hin und wieder in die Gesellschaften, nehmen Sie teil an dem, was ihm Freude macht."

"Die Trauer ablegen? Es wird mir so schwer, und nun gar wieder die oberflächliche Geselligkeit. Ach, wenn Sie wüßten, wie wenig ich da hinein passe, und wie wenig man mich dort vermisst", setzte sie leiser hinzu.

"Sie mögen in alledem recht haben, Frau Dorothee, aber trotzdem wiederhole ich Ihnen meine Bitte. Tun Sie es."

Sie sah still und nachdenkend und spielte mit dem silbernen Messerbänkchen.

"Frau Dorothee" — seine Stimme klang weich und bittend, wie längst niemand mehr zu ihr gesprochen hatte.

"Ich will es versuchen", sagte sie leise. "Sie haben gewiß recht, und Edmund hatte Grund, mit mir unzufrieden zu sein."

"Um — das kommt eben auf das persönliche Empfinden an. Aber das ganz befehle. Versuchen Sie es nur, es wird schon gehen."

"Frau Heskamp", meldete der Diener in diesem Augenblick. Dorothee sah fast erschrocken auf, und Wasmer hatte ein peinliches Empfinden zu unterdrücken. Da rauschte Sidonie auch schon über die Schwelle, elegant und geradezu berückend schön.

"Also ich — störe doch beim Frühstück! Fast fürchtete ich es; aber mein Weg führte mich gerade hier vorbei, und da wollte ich dir mal „Guten Morgen" sagen, Maus."

Sie fuhr Dorothee scherzend mit dem kleinen Ruff über die Wangen und reichte dann Wasmer die Hand, die er flüchtig berührte und dabei in etwas steifer Haltung hinter seinem Stuhle stehen blieb.

"Du bist natürlich mit. Noch ein Kuvert Helmerding", rief Dorothee und nahm Sidonie den Ruff fort.

"Du bist so freundlich, dein Tisch sieht so verlockend aus, warum sollte ich da „nein" sagen?"

Sie plauderte lebhaft und anregend, wie das so ihre Art war, und ihre Blicke suchten dabei immer wieder die Wasmers; in jedem dieser Blicke lag eine stumme Frage, und sie sprach fast nur für ihn. Ihm galt das trohe Lachen, all' die kleinen unbewußten Kofetterien einer vornehmen Frau, die darum nur um so sicherer wirken. Er verhielt sich schweigend und fast ablehnend kühl. Die Jahre, die zwischen jenen Tagen und heute lagen, hatten ihm doch überwinden helfen, und die letzte Zeit hatte auch das ihre getan. Er hegte weder Stolz noch Born, aber auch keine Liebe mehr für Sidonie. Daß sie schön, berückend schön war, das sah er, und als sie, sich zu ihm neigend, ihm hat, ihr die Fruchtchale zu reichen, und ihre Finger sich berührten, durchbebt es ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Ein Gefühl von Bitterkeit und Empörung gährte daneben in ihm auf. Wie hatte er sie geliebt und wie gewissenlos hatte sie ihn um sein Glück betrogen, ihm seine Jugend, sein ganzes Leben zerstört!

"Wir müssen uns unserer kleinen Dorothee etwas annehmen, Herr von Wasmer", sagte Sidonie, „mein guter Bruder könnte zuweilen trotz aller Liebe ein etwas rücksichtsvollerer Ehemann sein. Gelt, Schatz, er läßt dich ein bißchen oft allein?"

"Edmund hat viel Dienst und daß er dann seinen Abend gern in einer anregenden Gesellschaft zubringt, daraus mache ich ihm keinen Vorwurf", entgegnete Dorothee. „Uebrigens hatten wir eben dies Thema gestreift, und Doktor von Wasmer meinte, ich müßte mich allmählich wieder der Gesellschaft widmen, um Edmunds willen."

Sidonies Lippen zuckten ein klein wenig spöttlich; sie hatte eine sehr richtige Beurteilung der Ehe ihres

Bruders und seiner Neigungen und wußte genau, wie geringen Wert er darauf legte, ob Dorothee ihn beglücke oder nicht.

„Er hat recht“, sagte sie, „so mache den Anfang und komme in diesen Tagen zu einer Gesellschaft, die wir haben. Herr von Wasmer wollen Sie uns auch die Freude machen?“

„Ach, dann finde ich wenigstens einen guten Freund und Bekannten“, rief Dorothee. „Nicht wahr, Sie kommen?“ Damit war es Wasmer unmöglich gemacht, die Einladung abzulehnen, und — er sagte zu.

„Ich kann Ihnen beiden auch eine interessante Bekanntschaft versprechen“, fuhr Sidonle fort. „Ein gewisser Herr Bär, Henri Bär, sehr weit gerast, angenehmer Gesellschafter, vornehme Erscheinung, wird bei uns sein. Georg hat ihn im Klub kennen gelernt. Aber nun muß ich weiter. Auf Wiedersehen, bis übermorgen.“

Bald empfahl sich auch Wasmer.

Darf ich Ihnen etwas zu lesen bringen, Frau Dorothee, fragte er beim Abschied.

„Ach bitte, Papa hat mich darin so verwöhnt, daß er mir immer die Bücher aussuchte. Vielleicht lesen wir auch einmal etwas zusammen? Ich will Edmund fragen, ob es ihm Spaß macht.“

Stephan dachte: „Schwerlich“, sagte aber nichts.

Während er helmging, beschäftigte er sich unausgesetzt mit dem Leben und dem Geschick Dorothees, und dabei regte sich in seinem Innern ein Groll gegen Edmund, und Dorothee jammerte ihn. Sie war so viel allein, sie hatte niemanden, mit dem sie von „zu Hause“ und von dem Vater reden konnte, und er fühlte, daß es ihr wehe tat, wenn Maxwell so gar nicht auf ihre Interessen einging.

„Armes, kleines Ding“, sagte er halblaut vor sich hin. „Sie ist keine Frau, mit der er glänzen kann.“

Und unwillkürlich stieg dann neben der seinen, zierlichen Frauengestalt Dorothees ein anderes Bild vor seinem geistigen Auge empor — Sidonle. Sie war und blieb für ihn das Ideal der Schönheit, aber die Verkörperung dessen, als die sie ihm einst erschienen war, die Verkörperung der lebenswürdigen, lebenswerten Frau, das war sie nicht mehr. Er atmete wie erst auf, als er sich dieser Erkenntnis bewußt wurde, und je mehr sich dieses Bewußtsein in ihm Bahn brach, desto mehr sagte er den Entschluß, ihre Nähe zu melden. Sie mußte daraus am sichersten ersehen, daß er sie nicht zu fliehen brauchte, um sich die Ruhe seines Herzens zu erhalten.

Die Heskamp'schen Gesellschaftsräume strahlten im Glanz des elektrischen Lichtes, und im Saale erwartete das Ehepaar die Gäste.

Sidonle konnte einer leidenschaftlichen Unruhe nicht Herr werden; ihre Wangen waren lebhaft gerötet, und ihre schönen Augen leuchteten.

„Sidonle, du bist heut' abend ganz besonders schön, schöner fast als je zuvor“, sagte Heskamp, dessen Augen schon seit einigen Minuten der eleganten Gestalt folgten, „aber von einer fast beängstigenden Nervosität; bitte, lege dich doch nur einen Augenblick.“

Sie antwortete nicht und fuhr fort, rastlos über das glänzende Parkett hin und her zu schreiten, hier eine Baise, dort einen Sessel, bald dies, bald jenes gerade rückend.

„Sidonle, komm einmal her, begann Heskamp nach ein paar Minuten wieder; sie war gerade in seiner Nähe und trat an ihn heran.

„Was willst du denn, Georg?“ fragte sie, mühsam beherrschte Ungebuld im Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Das sächsische Rote Kreuz in Südwestafrika.

Im Herbst vorigen Jahres beschloß der Landesverein vom Roten Kreuz im Königreich Sachsen, die in Afrika kämpfenden Truppen zum Weihnachtsfeste mit Liebesgaben zu beschenken, und sobald er mit seiner Bitte an die Öffentlichkeit trat, flossen ihm aus großen und kleinen Quellen Beiträge in Geld wie in Gaben in welcher Weise zu, so daß es dem Vereine möglich wurde, in zwei Sendungen über 1500 Soldaten durch einen „schmachhaften“ Sturz aus der Heimat der regen Liebe ihrer Brüder und Schwestern im Sachsenlande zu versichern. Da die Geldbeiträge, je näher das herrliche Fest der Liebe, das traute Weihnachtsfest, kam, um so reichlicher flossen und hierdurch die Möglichkeit, einen immer größer werdenden Kreis von Mannschaften zu erfreuen, wuchs, wurde die Absendung des zweiten Transportes hinausgeschoben, so daß er erst im Januar in Swakopmund ankam und im Februar zur Verteilung gelangte. Jeder Mann erhielt persönlich adressiert einen Karton in leemäßigter Verpackung zugeandt, der 2 paar Bandjäger oder 1 Blutwurst, 1 Dose Marmelade, 30 Stück Zigaretten, 10 Stück Zigarren, 1 Pfefferkuchen, 2 Tafeln Schokolade und 1 Flasche alten Korn enthielt. Die Liebesgaben wurden, obwohl der Reiz des im Lichterglanze strahlenden Christbaumes fehlte und weder die dortige Natur noch das Datum das Weihnachtsfest anzeigten, mit herzlichstem Danke aufgenommen. Nachstehend sei ein Dankschreiben des Stappenlazarettes in Swakopmund mitgeteilt: „Dem Landesverein für das Rote Kreuz in Sachsen beehrt sich das Bazarrett ganz ergebenst mitzutellen, daß die von dem Landesverein vom Roten Kreuz gesandten Liebesgaben für die Kranken und das Personal des Bazarrettes verwendet werden. Das Bazarrett beehrt sich für die freundliche Sendung seinen ergebensten Dank auszusprechen.“

Ein Krankenwärter schreibt: „Unterzeichneter gestattet sich, gleichzeitig auch namens vieler Kameraden, allerherzlichsten Dank für die empfangenen Liebesgaben des Landesvereins vom Roten Kreuz im Königreich Sachsen auszudrücken. Geben uns diese doch einen Beweis, daß man unserer in schwerer Zeit in der lieben deutschen Heimat nicht vergißt. Es ist ja unmöglich in Worten auszudrücken, was unser Herz ob solcher Opferfreudigkeit bewegt und daher lassen Sie es genug

sein, wenn wir deutsche Soldaten Ihnen aus dankbaren Herzen übers Meer ein recht herzliches „Vergelt's Gott!“ entgegenrufen.“ Ueber 400 Ansichtskarten mit herzlichen Dankesworten, oft von einer großen Anzahl fröhlicher Empfänger unterschrieben, empfing der Berela. Besonders interessant sind die verschiedenen afrikanischen Ansichtskarten. Eine reiche Ausbeute würde auch eine Blütenlese der verschiedenen Empfindungen, die auf diesen Karten zum Ausdruck kamen, bieten. Der eine versichert als echter Gourmand, daß ihm die Marmelade, die Schokolade und der alte Korn am besten geschmeckt haben, der letzteren Meinung schließen sich noch mehrere an. Am häufigsten findet man aber die Versicherung, daß die Liebesgaben, weil sie aus der Heimat stammten, noch einmal so gut geschmeckt haben. Sehr gut geben auch die folgenden Zeilen die Stimmung vieler Kartenschreiber wieder:

„Still ist die Nacht, Mein Zeit weht leise.
 Von fern der Schrei des Schakals tönt.
 Gedämpft nur klingt des Koffern Wellen,
 Der sich die Nacht durch Sang verschönt.
 Mein Feuer brennt — und traumverloren
 Seh' ich den roten Punkten nach.
 Dir, teure Heimat, gilt mein Sinnen,
 Sehnsucht nach dir, die hält mich wach!“

Gar mancher wird bei dem Empfang der Liebesgaben in Gedanken im Kreise seiner Lieben und Teuren gewelt haben, doch werden auch in mancher Brust bange Fragen aufgestiegen sein und der Zweifel sich geregt haben, ob wir die Heimat wieder grüßen können? Viele, die mutig gegen die Hereros auszogen, deckt der Raser. Sie fielen als Helden im ehrlichen Kampfe gegen den Feind; doch furchtbar ist's derer zu gedenken, die verschwanden, die spurlos vermisst wurden, die auf Patrouillengängen hinterlistig niedergeschossen worden sind, und endlich derer, die dem Klima durch Krankheit erlagen und in dem wasserarmen Lande durch Verdursten in glühender Sonnenhitze ihr Leben lassen mußten. Unsere Soldaten, die für Kaiser und Reich ihr Leben in die Schanzen schlagen, durch Liebesgaben zu erfreuen, muß uns im Heimatlande heilige Pflicht sein. Wir müssen unsere Brüder auf dem Feindesboden zu erfreuen und zu ermutigen suchen, so lange es noch Zeit ist. Rarge niemand mit einem Beitrag und gebe jedes gern und freudig nach seinen Kräften, denn derer, die da draußen für unseres einigen Deutschlands Ruhm und Ansehen kämpfen, sind viele und alle stehen die gleichen Gefahren aus, darum gebührt ihnen allen auch der Dank und unsere Liebe — in Taten.

V e r m i s s t e s .

uc. — Wenn man vergeßlich ist. — Auf einem fern von der Eisenbahn droben im Gebirge gelegenen Rittergute stand seit Jahren Christian, der Kutscher, in Diensten, ein treubewährtes Faktotum seiner Herrschaft. Einst hatte die Frau des Hauses eine neue Wirtschafterin enagiert, die von weit herkam und nebst ihren Gepäckstücken von der nächsten Bahnstation — 4 gute Stunden Weges — mit dem Wagen abgeholt werden mußte. Christian wurde mit dieser Mission betraut. Herr und Frau, Söhne und Töchter,

Inspektor und Kamell usw. hatten nun jedesmal, wenn Christian zur Stadt fuhr, Aufträge für ihn in Menge; der eine brauchte dies, der andere jenes, und bei der Abgeschlossenheit des Gutes vom großen Verkehr mußte jede solche Gelegenheit zu allerlei Einkäufen ausgenutzt werden, die dann auch Christian stets zu aller Zufriedenheit erledigte. Auch heute hatte er nun neben seinem Hauptauftrage einen ganzen Sack voll solcher Nebenaufträge, spannte an und fuhr los. In der Kreisstadt angekommen, besorgte er mit bekannter Gewissenhaftigkeit prompt alle ihm aufgetragenen Einkäufe. Er mochte wohl gerade diesmal besonders stark damit belastet gewesen und froh sein, wieder heimwärts gondeln zu können. So fuhr er denn, nachdem er alle seine sieben Sachen sorgsam im Wagen verstaut und erst noch seinen sterblichen Leib durch Speise und Trank erquidelt hatte, wohlgenut zum Tore der Stadt hinaus, den waldgekrönten Bergen seiner Heimat entgegen. — Inzwischen saß seit langen Stunden im Wartesaale des Bahnhofes die neue Wirtschafterin, die mit dem ihr vorher bestimmten Zuge eingetroffen war, und wartete voller Verzweiflung auf den ihr obiserten Wagen und seinen Lenker Christian! Unser Christian aber fuhr bedächtig die Berge hinan und dachte nicht im entferntesten an Wirtschafterinnen, sondern überlegte nur wieder und immer wieder, ob er nicht etwa einen von den ihm aufgetragenen Einkäufen zu besorgen vergessen hätte. Obwohl er bei seinen Nachrechnungen nichts davon vermisste, so konnte er doch ein ihm unerklärliches und unerquidliches Gefühl, als fehle ihm noch etwas, nicht los werden. Aber alles Sinnen und Grübeln, was es wohl sein könnte, war vergebens: er kam partout nicht darauf! So näherte er sich allmählich der Heimat und fuhr mit sinkender Nacht endlich in den Gutshof ein. Das schon von ferne vernehmbare Rollen des Wagens und Christians Beltchengeknall, mit dem er stets sein Nahen bemerkbar zu machen pflegte, hatte die Gutsinsassen in corpore vor dem Haupteingange des Hauses versammelt, da alle neugierig waren, die neue Wirtschafterin zu sehen. Gelassen kletterte Christian zunächst vom Bod herunter und begann dann, seine Pakete dem Innern des Wagens zu entnehmen. Als er schließlich damit fertig ist und sein Gefährt nach der Remise fahren will, fragt ihn endlich seine Herrin, die wie auch alle andern Anwesenden, schon längst verwundert nach der Wirtschafterin ausgeschaut hat: „Ja, Christian, wo ist denn eigentlich das Fräulein? War es denn mit dem Zuge nicht mitgekommen?“ — Tableau! Das Gesicht, das unser Faktotum heraussteckte, war nicht gerade das schlaueste! Bangsam dämmerte es ihm, und dem Gehege seiner nur noch wenigen Zähne entschlüpfen die Worte: „Da'ch mich doch besinnen und besinnen, was 'ch noch mitbringen sollte! 's wullte mir aber nicht insallen!“ — Die arme geängstigte Wirtschafterin aber fuhr bald darauf in einem von ihr in der Stadt gemieteten Wagen vor, und alles war nunmehr besriedigt. Christian aber blieb noch lange Zeit der Gegenstand für allerlei Sticheleien wegen seines Gentesreiches!